von Claudiha-Gayatri Matussek

Muttersprache. Vaterland. Zuhause. Sein.

Heimat kann verloren gehen. Auf der Suche nach der verlorenen Heimat kannst du aber fündig werden – im Innen durch die Hilfe von TON, Gebet und Reflexion, im Außen durch die Hilfe von heilsamen Begegnungen, durch ein schönes Zuhause, in der liebenden Natur.
Zum Wort ‚Heimat': Viele Menschen mögen es als ein wunderbar heimeliges Wort. Doch es gibt auch welche, die es als geradezu abwegig weit von sich weisen, was eine Selbstaussage über ihre innere Befindlichkeit darstellt. Haben sie Angst vor Verbundenheit, vor Nähe? Heimat meint nicht nur einen Ort oder ein Land. Es meint auch die Mitmenschen, die Anteilnahme an deren Leben. Es bezieht sich auf eine geistig-seelische Verbundenheit. Heimat meint mehr als nur das Leben als Einzelperson. Heimat ist Geschichte.
Inzwischen haben manche sogar Schwierigkeiten mit den Worten ‚Muttersprache' und ‚Vaterland', was befremdlich ist, weil damit lebendige geschichtliche Zusammenhänge geleugnet werden. Die Worte ‚Heimat', ‚Muttersprache' und ‚Vaterland' öffnen Türen in vielschichtige Erlebniswelten, die es sich lohnt zu reflektieren. Mit Bildern und Worten gebe ich diesen Raum. In drei Kapiteln verknüpfe ich dabei selbst Erlebtes, Mitgefühltes und Mitgedachtes.

1. Heimelig Wohnen. Zuhause

Folgenden Ausspruch des bekannten bayrischen Kabarettisten Gerhard Polt nahm ich vor vielen Jahren wie meinen eigenen an: „Mein Hobby ist Wohnen". Innerlich sah ich ihm beim gemütlichen, dabei kreativen Wohnen zu; beim grübelnden Herumwandern in Haus und Garten, am Schreibtisch sitzend, beim Üben von spitzfindigen Szenen und Texten, beim genüsslichen Schlürfen seines Kaffeetscherl, beim Glaserl Wein.
Parallel ließ ich meine Räume mich durchwandern: das Wohnzimmer mit Blick in die Bäume, den Boden, mit Leinwand und Farbtöpfen bedeckt, den Tisch mit Blei- und Buntstiften, die Küche samt Steinplatte beim Gemüseschnibbeln, den Esstisch während gesprächiger Besuchsrunden – der zu anderen Zeiten dem Verpacken von Geschenken dient – unten das Stimmstüberl bei Musikproben im Duo oder Trio, beim Geben von Stimmstunden, das hellgelbe Sofa zu den abendlichen Häkelzeiten, den Altar, der mit der Morgenmeditation für die beste Tagesstimmung sorgt – die ganze Wohnung, die wir mit Blumen und Klängen immer wieder mit Helligkeit und Heimeligkeit erfüllen.
Ich erinnere mich an die Ambitionen meiner Mutter: Sie war unermüdlich am Verschönern von Dingen, am Neuordnen und alles immer wieder Bessermachen.

Mein Vater, der in einer nicht begüterten, kinderreichen Familie in Berlin aufgewachsen war, stellte sich als Kind vor, wenn er einmal groß wäre, Vorhänge und einen schönen Barocktisch zu besitzen. Als Zehnjähriger hatte er sich nach der Volksschule selbst beim Canisius-Kolleg angemeldet. Nach dem Tod seiner Mutter wollte er es seinem ältesten Bruder gleichtun, der zwei Jahre davor ans Gymnasium durfte, weil er der schon gelähmten Mutter versprochen hatte, Priester zu werden. Auf diesem humanistischen Gymnasium gab es Diplomatensöhne. Bei dem einen oder anderen war er immer wieder mal eingeladen, weil er ein interessierter, kommunikativer Mitschüler war. In deren prächtigen Altbauwohnungen sah er unglaubliche Dinge. „Vorhänge?“ „Weiß?“ „Wer wäscht die?“ Er erlebte einen Butler, der weiße Seidenhandschuhe trug, der dem Familienvater und der Dame des Hauses Tee in edle Porzellantassen einschenkte, die linke Hand am Rücken, die rechte im Tun und Dienen. Die Diplomatenkinder besaßen sogar extra Turnschuhe. Auch diese wurden meinem Vater zum Zukunftswunsch. Auf dem Gymnasium war ein extra Raum eingerichtet: Die Schüler aus den wohlhabenden Familien brachten täglich Pausenbrote für die ärmeren mit. Die durften sich den Schmaus einfach mitnehmen. Einmal nahm mein Vater, in der Hoffnung, seinen Geschwistern damit etwas Gutes zu tun, mehrere mit gutem Käse und guter Wurst belegte Butterstullen mit nach Hause. Sein Vater war in seinem Stolz gekränkt, er verdrosch ihn sofort mit dem Rohrstock. „Lass das. Wir machen das selbst genauso gut!“ Ein paar Jahre lebte die neunköpfige Familie in ihren zwei Zimmern auf gepfändeten Möbeln.
Nach dem Krieg, nach vielen Jahren, kamen dann endlich die Barockmöbel zu ihm. Meine Großmutter mütterlicherseits vererbte sie uns. Für geschmackvolle Vorhänge hatte meine Mutter schon seit ihrer Heirat gesorgt. Ich erlebte: Mutter ist gepflegte Schönheit, Vater ist immer, trotz allem, schlaue Zielsetzung. Ihren Werten sind sie stets treu geblieben.

Mein Urheimatgefühl ist mit dem Ort verbunden, in dem Gerhard Polt nun schon lange sein Hobby ‚Wohnen‘ pflegt: mit Neuhaus am Schliersee. Ich kenne es seit meinem Beginn, zwölf Jahre nach seinem Lebensbeginn, zu der Zeit, als er, der oberbayrisch schlitzohrige Bub, noch in seinem Geburtsort, dem Wallfahrtsort Altötting, herumrannte.
Meine Großmutter hatte in Neuhaus ein wunderschönes Haus. Sie liebte den Garten mit Wiese, Hang und Blumenbeeten. Unterhalb des Hanges gab es das Wäldchen mit ein paar Tannen, Lärchen und Kiefern. Oberhalb des Hauses, am oberen Teil des Hangs, standen die sieben Linden. Das Holzgitter an der Südwand des Hauses bot den eifrigen Kletterrosen Halt. Zwischen ihnen streckten sich majestätische Hirschgeweihe hinweg von der Wand. Ihr Anblick ließ mich immer an ein ‚Vorher und Nachher‘ denken.
Die Meisen machten die hirschedlen Zacken zu ihrem Tummelplatz. Von der Terrasse aus ging es talwärts über die Wiese zum direkt angrenzenden Dürnbach. Mein Körper erinnert meine barfüßigen Schritte über den bestgepflegten Samt aus Gras. Bei der Omi hatte nicht die kleinste Unkrautfrechheit eine Chance, egal zu welcher Jahreszeit. Kein Löwenzahn, kein Gänseblümchen durfte seine Blüte über das dichte Grün hinaus erheben.

Durch das untere Gartentürl tastete ich mich nach draußen auf den wilden Uferrand des Dürnbachs. Im Gegensatz zu Omis Wiese fühlte der sich kratzig an, samt Löwenzahn und Disteln. Die silbrig flirrenden Wellen, ihr wispernd bis wuchtig rauschender Klang versetzten mich stets in gute Laune. Kantige und rundere Felsbrocken hielten dem mal wilder, mal milder strömenden Wasser stand. In den ruhigeren Bereichen tummelten sich Forellen.
Als wir älter waren, übten wir das Balancieren auf den Steinen. Zur rechten Seite hin, von woher der Bergbach strömte, ragte majestätisch die Brecherspitze. Mein elf

Jahre älterer Halbbruder, noch im Krieg geboren, rühmte sich, dessen Gipfel innerhalb von zwanzig Laufminuten zu erreichen. Er bewies uns gern, dass sich ein großer Bursche nicht so leicht einholen lässt.
Wir lebten aber in München. Doch an vielen Wochenenden fuhren wir mit dem kleinen VW in das mir unvergessliche Neuhaus, dem besonderen Ort in der oberbayrischen herrlichen Berg-, Wald- und Wiesenwelt. In der letzten Kurve, nach der Fahrt am Schliersee vorbei, öffnete sich der Blick auf eine ganz bestimmte Bergwiese. Die galt mir immer als Zeichen, dass ich jetzt endlich bald in den Garten kann, dass die Walderdbeeren und der Zaunkönig ganz sicher schon auf mich warteten.

Als gebürtige Münchnerin pflege ich gerne das Hobby „Stimmlich räkelndes Bewohnen“ aller Klangfarben des bairischen Dialekts. Mein Heimatgefühl bestätige ich mir in der städtischen Münchner Färbung als auch in den Nuancen verschiedener ländlicher Gegenden. Ich erinnere Orte, wo einst zur ‚Milch‘ noch ‚Muich‘ und in anderen ‚Milli‘ gesagt wurde. Inzwischen haben sich die Ausdrücke ins Gleiche bis fast Unbairische geplättet, als Wortfärbung sind sie geradezu heimatlos geworden.

Wenn es zur Situation passt, gymnastiziere ich meine Sprachmelodie auf baierlnde Weise. Die tonalen Unterschiede vom Oberbairischen und Niederbairischen fand ich immer spannend. Im Oberbairischen kann es bis ins leichtherzig Tonlichte blumig werden. Ich sehe dazu die reich bepflanzten Blumenkästen an den Balkonen der schönen Bauernhöfe, umgeben von Weidehügeln, im Hintergrund Wald und Berge. Im Niederbairischen verdutzt mich oft eine monoton sichere, landherrschaftliche Abdichtung – geradezu wie fest genagelt am Boden. Meine Art geht eher ins hügelig Oberbairische. Ich vermenge das schmeichelnd Wohlige mit einer aufgerundeten Bissigkeit, ebenso die nonchalante Gelassenheit mit hintergründig hin- und herwiegendem, bis grinsendem Humor: „Es ko ja ois eh wieda vageh'n, oda? Ma woaß ja nia.“
Dazu ist gut, wenn du weißt: „Wennst na aso redst, na muasst da di oba seibst aa supa begleitn, mit entsprechend mimischen Gesichtshautwellen un am gestisch mea oda weniga gschickt bis uugschickt fingerndem Oarm- und Händetanz. Schaugst hoit!“
Für dich in Übersetzung, ab der ersten heimatbairischen Abdriftung, in gepflegter Schriftsprache. „Es kann ja alles sowieso wieder vergehen, oder? Man weiß es ja nie.“
Dann: „Wenn du nun so redest, dann musst du dich aber selbst auch super begleiten, mit entsprechend mimischen Gesichtshautwellen und einem gestisch mehr oder weniger geschickt bis ungeschickt fingerndem Arm- und Händetanz. Probiere es!“
Das Zusammenspiel von nonverbaler Körpersprache und gesprochener Sprache nachzuahmen, hat mir immer Spaß gemacht. Ebenso freut es mich, vorzuspielen, wie nur gedachte Worte den Ausdruck eines Menschen nach außen sichtbar machen.
Sprache geht nicht ohne Körper. Körperverhalten ist Sprache, innen wie außen.

Meine Muttersprache ist aber nicht direkt bairisch. Meine Mutter sprach ein süddeutsch klingendes Deutsch. Ich sage gern, dass ich gewissermaßen zweisprachig aufgewachsen bin: heimatlich wärmend münchnerisch und nordisch geradlinig bis knackig berlinerisch.
Die uns verbindende Alltags- und Familiensprache war ein wortgewandtes Deutsch. Den schneidigen Humor des Berlinerisch setze ich ein, wenn eine Begegnung nach kühlender Lockerheit verlangt, wenn sich schriftschlaue Begrifflichkeiten erübrigen. Ein paar berlinerte Worte sind dann schon genug. Im passenden TON kann ein Thema super schnell auf den Punkt gebracht werden: „Wenn de det nich jloobst, denn jibt es et emt nich. Ejal.“ Übersetzt: „Wenn du das nicht glaubst, dann gibt es das eben nicht. Egal.“

2. Erde. W'Erden. Per-Sonare

Warum sagen wir: Muttersprache? Weil unser Körper, mit dem wir lernen, unsere Sprache in Bewegung zu setzen, in ihr, der Mutter, aufgewachsen ist. In ihrem Körper beginnen unsere körperlichen Bewegungen, hier beginnt das, was dann zur Sprech- und Singbewegung wird. Hier sind wir durchdrungen und durchklungen von ihren Bewegungen, von ihrem Stimmklang. Bis in unsere Knochen hinein sind wir in Resonanz, sobald diese zu wachsen beginnen. Knochen sind von der Natur gegebene empfängliche Resonanzinstrumente. Sie sind die Basis und Erdmaterie der evolutionären Säugetier- und Menschentwicklung auf Erden.

Dazu ein Ausflug in die Archäologie: Zu den ältesten nachweisbaren Musikinstrumenten der Menschheit gehören Knochenflöten, die allerältesten sind aus der Steinzeit bekannt. Aus der Zeit um 2.500 vor Christus stammt die Knochenflöte von Aveyron, im Süden von Frankreich. Zur Nachahmung und Herstellung eignet sich am besten ein möglichst gerader Röhrenknochen, beispielsweise ein Schienbeinknochen von einem jungen Schaf oder auch Knochen von Vögeln. Auf boarisch könnte man jetzt sagen: „Fia den, der sowas mog, iis es as Hechste." Übersetzt: „Für den, der so etwas mag, ist es das Höchste." Ich persönlich würde mich mit dieser Art Instrumentenbau nicht befassen wollen. Auf Berlinerisch: „Uff so wat? Neee. Hab ick keene Lust." Übersetzt: „Auf so etwas? Nein. Habe ich keine Lust."

Ich fühle mich ausreichend beschäftigt mit meinen Knochen, den in meinem Leib schwingenden Resonanzinstrumenten. Es gibt keinen TON, keinen Konsonanten, keinen Vokal, der nicht von ihnen wahrgenommen wird. Diese Fühligkeit habe ich geübt, während meiner Jahre zum selbstheilsamen Studium mit der Hör-Kunst: l'art de l'écoute. Hören ist Resonanz fühlen. Dabei ist gut zu wissen: Die Knochen selbst fühlen es nicht direkt. Aber die Knochenhaut enthält viele Nerven und Blutgefäße. Die Knochenhaut ist dadurch fühlig bis sogar sehr schmerzempfindlich.

Zum Test kannst du dir eine auf den TON C gestimmte Stimmgabel an das Schienbein halten. Die Krankheit Diabetes wirkt sich auch auf die Knochen aus. Wie weit sie fortgeschritten ist, kann sich an der Fühligkeit oder nicht mehr Fühligkeit der Schienbeine zeigen.

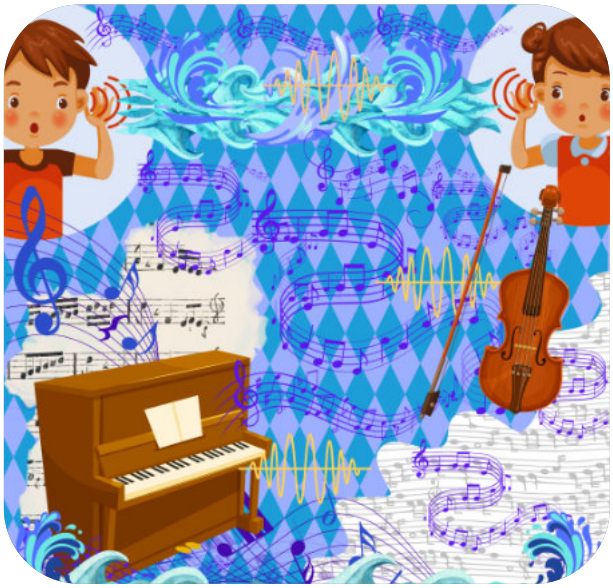
Der TON C gilt als die Basisfrequenz, sowohl vom Wasser wie auch von Knochen.

Unsere Knochen für unseren Erdteil Körper bilden sich und w'Erden im Wasser.

Während der Hör-Kunst-Jahre durfte ich all das erforschen: mit Unterwasserseminaren, mit Hör-, Stimmresonanz- und Obertontechniken. Meine Sprache, meinen Wortklang konnte ich bis tief unter die Haut erfahren. Mein Leib konnte sich an die Zeit seines Werdens erinnern, an den in diesem Leben frühesten Versuch meiner Seele, auf Erden wieder ein Zuhause zu finden. Ich kam in Kontakt mit ihrer tastenden Frage, welche Frequenzen in der neuen Umgebung ihr wohl ‚welche Entdeckungen' bringen würden. Würden diese Heimat bedeuten?

Bevor die Methode ‚Hör-Kunst' genannt wurde, hieß sie Osteophonie: Knochenklang.

Der Ort Aveyron, wo die Knochenflöte von 2.500 vor Christus gefunden wurde, ist der Mittelpunkt des Dreiecks in Südfrankreich, das von den Städten Toulouse, Clermont-Ferrand und Montpellier gebildet wird. In diesem Département wird ein regionaler Subdialekt gesprochen. Angesichts der Gefahr des Aussterbens dieser Sprache forderten mehrere Verbände den Staat und die politischen Gemeinschaften zu einer neuen, ehrgeizigen Sprachpolitik auf.



Die Franzosen kultivieren und ehren ihre Sprachkultur. Diese sprachfähige im melodischen Wort gelebte Selbstliebe genoss ich bei meiner Hör-Kunst-Mama Marie-Pierre. Ihre Selbstliebe war kein affirmativer Tanz vor dem Spiegel. Ihr Körper sprach aus sich heraus, wenn sie redete. Ihre Seele war in ihrem ganzen Leib zu Hause. Kein Teil war eingefroren oder hektisch verschoben. Klang, Sprachmelodie, Gestik, Mimik durchdrangen ihre französisch obertönig melodiösen Anleitungen: „La langue est une mélodie." – „Die Sprache ist Melodie."

Mit ihrer harmonischen Stimmklangfreude erinnerte sie uns an unser eigenes per-sonare.

Du kennst es: das Per-Sonare? Es heißt: durch-klingen. Eine Person ist das, was durchklingt. Eine Persönlichkeit zeigt, ob ihre Seele ihre Heimat gefunden hat, ob sie in sich zu Hause ist oder ob sie in einer Enge gefangen ist oder sich im Ausufern verliert.

Bezug zum schönen französischen Sprachklang hatte ich von Kind an durch meine Mutter, die ein sehr gutes Französisch sprach. Sie hätte uns gerne dazu gebracht, es von ihr lernen zu wollen. Dazu war sie aber nicht genügend diszipliniert. Sie erzählte von einem französischen Pianisten, dem sie nach dem Krieg verehrend hinterhergelaufen sei. Klaviermusik war ihr bis zuletzt Heimat und Halt. Ihre Mutter hatte auch Klavier gespielt. Meine Großmutter wäre gerne Sängerin geworden. Die Romantik, besonders die Schubert- und Schumann-Lieder gehörten zu ihrer seelischen Heimat.

Das per-sonare übt sich bereits im Werden des Körpers. Dazu ist spannend: Das linke Ohr ist zum mütterlichen Gesamtklang hin, zum Musikalischen geöffnet. Die Nervenverbindungen vom Ohr zum Kehlkopf sind auf der linken Seite ca. dreizehn Zentimeter länger als rechts. Das rechte Ohr, um eben dreizehn Zentimeter kürzer, ist dem Väterlichen, der Semantik und Wortfindung zugewendet. Es braucht diesen kürzeren Weg, um schnell ins Wort zu finden.
Die Balance zwischen beiden Seiten, Musik-Klang und Worte-Sprechen entwickelt sich im Hin-hören auf den Dialog der Eltern, auf ihre Interaktion.
Der HNO-Arzt Alfred Tomatis, Paris, 1920 bis 2001, hat dazu geforscht. Seine Entdeckungen zu ‚Klangwelt Mutterleib' liegen der Hör-Kunst, der méthode François Louche, Lyon, zugrunde. Er entwickelte die Audio-Psycho-Phonologie, auch Tomatis-Therapie oder Tomatis-Hörkur, auch Horchtherapie genannt. Ich befasste mich mit beiden Methoden. Die Hör-Kunst ist eher linksohrig orientiert. Zu Tomatis wurde mitunter gesagt, er sei zu rechtsohrig orientiert.

Muttersprache – Vaterland – beides ist in uns. Es hilft uns, im Leben Heimat und ein Zuhause zu finden. Wenn Deutsche mit dem Wort ‚Vaterland' Schwierigkeiten haben, hat das mit der deutschen Geschichte zu tun. Es ist wie eine Abwehr gegen alles Väterliche, weil dieses ja nur Schlimmes und Falsches gemacht hat und macht, weil Vater sein doof ist – genauso die Ablehnung des Mütterlichen, das besser keine Stimme und keine Sprache haben sollte.
Im Garten meiner Großmutter waren mir Land und Heimat fühlbar und anfassbar, ich hatte das Gefühl von Mutterland. Vater-Land ist mir wie weniger greifbar, wie etwas Abstraktes.
Dieses Abstrakte wird mir aber begreifbar mit Vater-Sprache. Es nähert sich mir, wenn ich mich auf die Sprache der mich umgebenden Väter einlasse, wenn ich mich den geschichtlichen Zusammenhängen zuwende, wenn ich mir die väterlichen Lebensgeschichten sowohl meines Vaters, wie seines Vaters und auch meines Großvaters mütterlicherseits vor Augen führe, auf persönlicher wie beruflicher und auf die Gesellschaft bezogener Ebene.
Zur ursprünglichen Heimat meines Vaters, Berlin, bekam ich durch seine Erzählungen Zugang. Die saloppe Art, wie er davon sprach, auch wie stimmungsreich bis streitlustig bei Familientreffen darüber gesprochen wurde, ließ mich vieles miterleben. Sein Landesbezug, seine Geschichte wurde durch seine zu Wort gebrachten Geschichten erlebbar. Diese Worte waren immer durchdrungen von Scharfsinn, von erklärender Stringenz. Sie offenbarten seine willige Suche nach Klärung auf persönlicher, politischer und gesellschaftlicher Ebene.
Als Psychiater forschte er an den Traumata der Kriegs- und Nachkriegszeit. Sein Projekt „KZ-Lagerhaft und ihre Folgen" nahm neun Jahre in Anspruch. Sein letztes Buch war „A.H. – Karriere eines Wahns, Biographie aus psychiatrischer Sicht".
Weinen sah ich ihn, als Wuttyp, eher nie. Als aber 1989 die Mauer fiel und er sich im Fernsehen die Geschehnisse, die sich öffnende Bewegung mit den vielen Menschenzügen zwischen Ost- und Westberlin ansah, konnte er mir, als ich in sein Zimmer kam, nicht in die Augen blicken. Es war, als müsse er sich am Stuhl festhalten. Ich fühlte, wie sehr die Zeit von vor dem Krieg, im Krieg, bis zum Mauerbau sein Heimat- und Lebensgefühl geprägt hatten.
Mit Haut und Haaren war er gerne Berliner gewesen, besonders als Ost und West noch nicht getrennt waren. Dann, in Ostberlin, hatten wir Verwandte, die Familie Warszawski. Meine Konfirmation feierten wir in ihrer Ostberliner Kirche. Für Tante Warszawska war mein Vater der Onkel aus Amerika. Jedes Mal brachte er Kaffee, Schokolade, Salami, Käse, beste Backwaren mit. Ich selbst mochte Ostberlin nicht, ich nahm es immer als grau, wie bleiern wahr.
Der Bedeutung Vaterland fühle ich mich anders zugetan als dem Heimatgefühl Garten und Mutter Erde. Vaterland und Vatersprache sind für mich Verantwortung, Bildung, Vernunft, Politik. Mutterland und Muttersprache bedeuten mir Klang, Weite, leiblich liebende Verbindung zur Ahnenreihe, bis hin zu den Urgroßmüttern, evolutionär bis hin zu Mutter Erde.
Im Gasteig war einmal eine Ausstellung. Ein Objekt darin hatte es mir besonders angetan. Es war ein Glaskasten, an dessen Rückwand um die siebzig kleine Menschfiguren in Reihen angebracht waren. Zwischen den Beinen kam jeweils eine Nabelschnur hinaus, die zum Bauchnabel der nächsten Figur reichte. Ich dachte mir die Schnur weiter und weiter, bis hin zu Mutter Erde. Ich bin mir sicher: So eine naturgegebene direkte Verbindung wird ein Roboter niemals haben. Niemals wird ein Roboter die Geschichte von Natur und den Elementen in sich fühlsam tragen. Nie kann er mit einem Nabel in Verbindung zur Göttlichen Mutter sein.
Unsere Knochen sind das Element Erde. Darin ist der Klang von Urgroßmutter zu Großmutter zu Mutter hin zum Kind gespeichert. Subtil berührt er die nächsten Generationen als Botschaft des Werdens, des immer wieder Werdens, von Menscherdteil zu Menscherdteil.

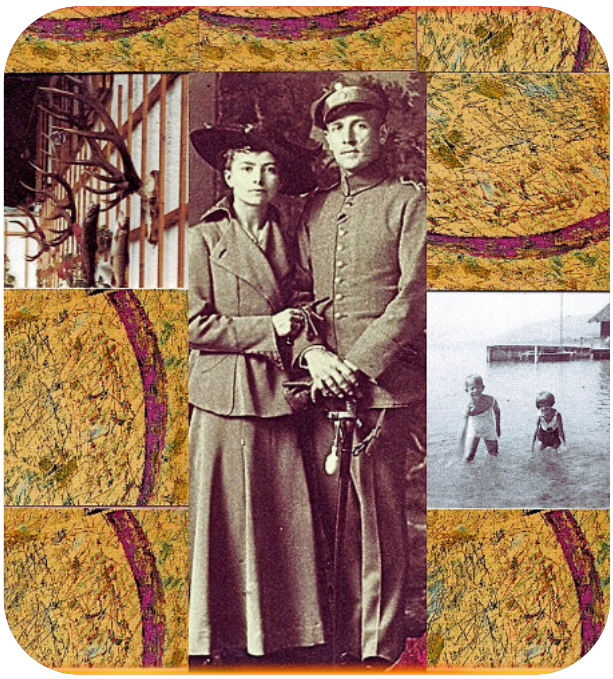
Bei den Mayas ist die göttliche Großmutter das Wasser. Ein Ursprungsteil von mir ist bereits in meiner Großmutter gewachsen durch die Anlage der Eizellen in meiner Mutter.
Natürlich trug auch mein Vater die ihm mitgegebene Muttersprache, den Klang der Mutter in sich – von ihr, die starb, als er zehn Jahre alt war, zu deren wertem Angedenken er sich am Gymnasium angemeldet hatte. Die Freude an Bildung führte er auf sie, die Anna Pokorowska, zurück. Obwohl sie nicht wohlhabend waren, bestand seine Mutter darauf, jede Woche in die Oper zu gehen. Zwei Stunden stand sie auf dem kostengünstigsten Stehplatz, um die Musik zu erleben. Täglich erzählte sie ihren sieben Kindern von der Musik und wie literarische Worte zu Melodien werden.

3. Seelen. Verbindung
Mit der Klangliebe zur Literatur gehe ich zur mütterlichen Vaterseite.
Der Vater meiner Mutter war Jurist, ambitionierter Jäger und, wie er betonte, Heger, einer, dem nicht nur die Jagd am Herzen lag, sondern auch das Wohl der Tiere und des Landes. Er liebte Gedichte. Er zeichnete gern. Als ich zwölf Jahre alt war, schrieb er mir die ersten vier Zeilen eines Eichendorff-Gedichts ins Poesiealbum und setzte zwei eigene Strophen dazu.
Meine liebe Claudia. Vor über hundert Jahren dichtete Josef Freiherr von Eichendorff:
„Wünsche wie die Wolken sind,
schiffen durch die stillen Räume,
wer erkennt im lauen Wind,
ob's Gedanken oder Träume."
Für Dich und uns alle setze ich hinzu:
„Träume und Gedanken sind
unserer Seelen Geistesschwingen,
hoffe, dass sie einst sein Kind
heim zum großen Vater bringen.
Glaube, dass dies sehnend' Schweben
über Erdenstaub und Tod
hinführt in ein and'res Leben,
in ein neues Morgenrot."

Dein Großvater
„Für Dich und uns alle setze ich hinzu …" Seine eigenen Worte im beschwingenden Eichendorff-Stil haben mich damals sehr gefreut. Wenn ich sie nun wieder lese, frage ich mich: Hat er mich gemeint, meine und unsere familiäre Verantwortung gegenüber dem Land und der Geschichte oder hauptsächlich seinen 1940 in der Schlacht bei Narvik gefallenen ältesten Sohn, auf dass wir ihn für immer erinnern?
Derzeit erlebe ich im Vergleich zu den Erzählungen meiner Eltern über die Vorkriegszeit so etwas wie Déjà-vus, mit der inszenierten Stimmungsmache „links gegen rechts" und „Frieden durch Krieg". Bestimmt wollte mein Großvater, dass wir das, was seine Generation und die aus ihr folgende zu verantworten hatte, nicht noch einmal durchmachen. Sicher wünschte er, dass wir hoffentlich klarer im Kopf und freier in Herz und Seele sind. Bestimmt ersehnte er sich unserer Seelen Geistesschwingen, um des älteren Bruders meiner Mutter, meines Onkels, ehrenvoll zu gedenken, damit, mit unser aller Gedenken, sein Erstgeborener auf jeden Fall in der Obhut des großen Vaters aufgehoben ist, damit, mit unserem liebenden Andenken, dessen Seele licht und frei ist.
2017 gestaltete ich mit einem Salzburger Künstler, dessen einer Onkel ein Oberst des Dritten Reiches war, die Ausstellung memory2.0, in der Alten Wache in Traunstein. Ich bastelte schmale Vorhangserien aus Pappe und Papier, beidseitig bebildert. Neun Bildtafeln reihten sich jeweils von oben nach unten aneinander. Die vordere Seite bestand aus, dem Spiel Memory ähnlichen, Quadratflächen. Ihre Rückseiten waren Kollagen aus zerteilten und zerrissenen Bild- und Fotokopien. Das reichhaltige Fotomaterial von beiden Ursprungsfamilien, hauptsächlich in schwarzweiß, wurde mir zur echten Schatztruhe. Ein Bildvorhang war den Kinderfotos gewidmet. Beim stundenlangen Schneiden, Rupfen, Kleben, Sortieren, beim Nebeneinander-Setzen von uns allen aus den verschiedenen Zeiten, vier Generationen, Anfang 20. Jahrhundert, dann Nachkriegszeit, 50er- und 60er-Jahre bis heute, ließ mich im Herzen fühlen: Wir sind alle Kinder Gottes. Jedes Kind aus jeder Zeit sah unschuldig aus und war einfach süß, obwohl sie später vielleicht doof wurden, unangenehm waren und Fehler machten. Meine Herzensbeziehung zu allen Generationen gelang so wunderbar leicht. Sie fühlte sich frei von nachtragender Beschuldigung an.
Im Kleinkindsein waren wir alle von Herz zu Herz, von Seele zu Seele heimatlich verbunden. Zusammen schwebten unsere Seelen weit über allem Erdenstaub und Tod.
Die Besucher der Ausstellung waren von der Kombination mit den Kinderbildern aus vier Generationen berührt. Besonders dieser Bildvorhang steht für das neue Morgenrot. Zeichnen, Farben, Musik und Geschichten helfen, heilsame Zwischentöne zu entdecken.
Während ich diesen Artikel schreibe, taucht eine Mappe mit der großväterlichen Sammlung von Ge-

dichten auf. Eines beschreibt den guten Mut, um mal gerne hinter die Oberfläche zu schauen:
Ich weiß, dass ich das Zebra heiß – Und sehe leider nur schwarz-weiß
Nimm mich zur Lehre und Moral – Sonst wird das Leben dir zur Qual
Sieh auch die Zwischentöne: jedes Grau – Erst dann siehst du die Welt genau!

Obwohl meine väterliche Seite wirklich viel für Zoff und Unstimmigkeit sorgte, gab sie die heimatlich familiäre Verbundenheit und Verantwortung nie auf. Die unbedingte Suche nach Klärung samt Erklärung beherrschte die Köpfe und Herzen, selbst nach wildem Streit.
Das Väterliche auf der mütterlichen Seite bezog sich ebenfalls sehr auf Verantwortung und Pflicht, konnte aber nicht so leicht „mal alle Fünfe grad sein“ lassen. Als ich siebzehn war, ein Jahr vor seinem Tod, verstieß mein Großvater meine Mutter nach einer kritischen Auseinandersetzung. Die bei ihr durch meinen Vater angestoßene Diskussionswilligkeit war seinem Wesen nie willkommen. Ihm ging es um ‚entweder oder‘, Punkt!
Und leider: Meine Großmutter verkaufte den geliebten Garten und das Haus. Sie erzählte meiner Mutter erst davon, als ihre Entscheidung feststand. Die Leiter des edlen Altenpflegeheims bei Heidelberg hätten sie lange Zeit ausführlich beraten, sie auf dem Weg zu diesem Schritt begleitet. Die Einnahme ermöglichte ihr die kleine Wohnung in dem Heim samt Pflege für ihre letzten Jahre. So lebt mein Neuhaus-Urheimatgefühl am Dürnbach hauptsächlich aus der Erinnerung. Es taucht aber immer wieder auf. Es lässt sich nicht unterkriegen.
Nach einer Wanderung zur Kapelle Maria Birkenstein in Fischbachau, Schliersee und Spitzing-Gegend, fuhren wir durch Neuhaus zurück nach München. Ich sah, dass das Einfahrtstor zum ehemaligen Anwesen meiner Großmutter weit offenstand. In der Regel hatten wir das Tor immer geschlossen gesehen. An der Südwand des Hauses stand eine alte Dame und goss die Blumen. Ich fühlte: Ich muss mal wieder schauen, mich trauen, zu fragen, ob ich reindarf.
Vorsichtig ging ich durchs Tor und stellte mich vor. „Ich habe hier als Kind gespielt. Meine Omi lebte hier.“ Sie reagierte unerwartet offenherzig. „Ach, Sie waren ihre Enkelin. Ja, wir haben das Haus vor vielen Jahren von Ihren Großeltern gekauft. Als mein Mann noch lebte, waren wir täglich zum Wandern in den Bergen. Bevor er verrentet wurde, waren wir nur in den Ferien hier. Wir lieben es, ebenso unsere Kinder und Enkel. Kommen Sie, gehen wir ins Haus, Sie werden sehen, wir haben eigentlich nichts verändert.“ Sie bot uns Tee an. Wir saßen im Wohnzimmer. Baulich hatten sie wirklich nichts verändert. Nur die Möbel waren nicht so barockig, wie die meiner Omi. Es stand auch kein Konzertflügel dort. Nach dem Tee spazierten wir zu den sieben Linden oberhalb des Hangs, dann durch den Garten, bis nach unten zum Dürnbach hin. Das Haus, der Garten, alles fühlte sich wie mein Körper an. Als würde jeder Zentimeter dort – noch immer(?) oder schon wieder(?) – sagen: Du bist in mir, ich bin dein Zuhause. Dass Land und Haus so zu mir sprachen, war ein unglaublich wohltuendes Gefühl im Bauch, eine echte Herzerleichterung. In mir rief es: „Danke, Omi! Du Strenge! Bei dir durfte ich nie in die Küche. Aber es hat immer so gut nach Lavendel geduftet. Die Blüten hattest du in deinem Schlafzimmer in Schälchen stehen. Ich bin heimlich hineingeschlichen, um daran zu riechen. Siehst du das jetzt, von da oben? Am liebsten war mir der Garten mit dem Blick in den Dürnbach. Als wir klein waren, sagte der Opa so oft: Kinder darf man sehen, aber nicht hören. Das Rotkehlchen und der Zaunkönig, die haben mich immer angeäugt. Sie haben mich immer gehört und mir geantwortet. Und du, Omi? Hörst du mich jetzt? Ich danke dir.“



Die sich in die Diskussionen zwischen meinen Eltern drängende Geschichte meiner Mutter hatte auch mein Herz beschwert. Sie war sechzehn Jahre alt gewesen, als der Krieg ausbrach. Sie verlor ihren Bruder, alle ihre Cousins. Kurz vor ihrem Weggang aus dem Körper, 2008, wurde es mir bei unserem 35. Abiturtreffen klar: Niemals konnte sie sich im Nachhinein mit vertrauten Gleichaltrigen aus ihrer Generation austauschen, wie ich nun gerade am Tisch mit den Klassenkameraden von meiner Zeit am Gymnasium. Ihr Urheimatgefühl war auch mit Neuhaus und dem Josefstal im Süden verbunden. Dort pirschte sie mit dem Bruder und den Cousins im Wald und in den Bergen auf den Spuren der Rehe, Hirsche, Auerhähne und Hasen. Dort hatten sie in den Ferien Indianer gespielt – noch lange vor dem Krieg.
Die Angst vor Trauer, vor möglicher Schuld und Scham, die in ihrer Familie nicht zu Wort und eventuell klärenden Streits kommen durfte, war sehr bestimmend gewesen.
Dagegen hatte mein Vater Glück mit seinen Brüdern, die alle den Krieg überlebt hatten. Mit wenigen Worten konnten sie sich untereinander verständigen. Sie waren willig, bei Bedarf tiefer zu gehen, das Ganze auch aus neu gelernten Perspektiven heraus zu beleuchten.

Trotz des ursprünglich großstädtischen Berlinzuhauses lebte in meinem Vater, so wie in mir, das anfassbare Gefühl Mutterland. Ich war gerührt, als er es, wie nebenbei, verriet.
„Gibt es dort Zwetschgenbäume?“, fragte er meine Mutter. Sie hatte im Nachbardorf des Dorfes, wo wir die Wochenenden und Ferien verbrachten, den alten Hof entdeckt. Er war ihr angeboten worden. Bei den Bauern der Gegend hatte es sich herumgesprochen, dass sie auf der Suche nach etwas Größerem war, was meinem Vater dann auch im Alter einen eigenen Arbeitsraum ermöglichen würde. Das Zuhäusl beim Bauern war dafür einfach zu klein.
In ihr war, nachdem meine Großmutter ihr Haus verkauft hatte, nachdem sie gestorben war, der Wunsch nach einem Zuhause auf dem Land für die ganze Familie immer stärker geworden. Sie antwortete ihm: „Nicht nur Zwetschgenbäume, auch Apfelbäume und Haselnusssträucher, neben der ehemaligen Kuhweide.“ „Dann kann ich in den Garten und mir immer etwas pflücken?“ „Sowieso.“ Die Stimmung zwischen beiden schimmerte licht, wie schönstes Morgenrot. Er atmete tief durch. „Gebongt. Koofen! Preis ist überschaubar. Det Zeuj im Chiemgau wird sowieso nur teurer.“
In Kostau bei Krakow hatten mein Vater und seine Geschwister als Kinder zur Zeit der 20er-Jahre ihre Sommerferien verbringen dürfen. Von dort aus war sein Vater als Vierzehnjähriger zu Fuß nach Berlin gewandert. Dann, in der Berliner Stadt, hatte er die Schneiderwerkstatt im Judenviertel aufgebaut, mit der Anna Pokorowska seine sieben Kinder in die Welt gesetzt. Seine Ursprungsfamilie waren Leibeigene gewesen. Kostau war ein kleines armes Dorf mit Wald und Land drumherum – Besitz der Grafenfamilie.
Im Sommer ging’s für die Berliner Kinder aus der Stadt ins Freie: Sie konnten auf den Feldern herumtoben. Von der Tante wurde mein Vater oft zur Einkaufstour für alle verpflichtet. Einmal sollte er eine üppige Ladung eingemachter Heringe besorgen. Beim Zurückkommen waren trotz der Menge fast nur die Gräten übrigblieben. Der lange Weg hatte ihn unglaublich hungrig gemacht. Er musste sich an den Kostbarkeiten stärken. In Berlin gab es sie in so frischer Reichhaltigkeit nicht. Zurück im ehemaligen Angestelltenhäuschen der Gräflichen, flogen ihm die piekigen Gräten und Fischreste um die Ohren.
Also, es gab für ihn nach fünfzig Jahren endlich wieder(!) anfassbare Zwetschgenbäume auf fühlbarem, möglicherweise eigenem Boden. Damals in Kostau waren sie in jedem Spätsommer voll von Früchten gewesen. Selbst wenn er sich mit ihnen den Bauch vollhaute, war noch genug für die anderen, zum Einmachen und zum Kuchenbacken da. Amen, danke! Zwetschgen, Mutterland, Natur: Ich fühle mich, es schmeckt mir.
Sein letztes Buch schrieb mein Vater im Chiemgau, als er schon in Rente war. Neben dem Leben in der Stadt war der Schusterhof aus dem 16. Jahrhundert zur ländlichen Heimat geworden. Eine Zeitlang habe ich dort gelebt. Meine Schwester übernahm das Ganze. Ihre Kinder wuchsen dort auf. Sie erlebten ihre Großeltern, meine Eltern, bis zu deren Ende. Meine Nichte war sieben Jahre alt, als „A.H. – Karriere eines Wahns, Biographie aus psychiatrischer Sicht“ veröffentlicht wurde. Sie nahm ein Exemplar mit in die Volksschule. Dort hielt sie es hoch, zeigte es der Lehrerin und der Klasse. Sie verkündete: „So etwas darf nie wieder passieren!“ Inzwischen, fast 25 Jahre später, ist sie Psychologin und Mutter von zwei wunderbaren Buben. Der Erstgeborene wird im Herbst in die Volksschule kommen.
Jetzt im April, zu Ostern, werden sie nach den von meiner Schwester, ihrer Oma, unter den Zwetschgen-,

Apfelbäumen und Linden versteckten Ostereiern suchen.
Ostern schenkt uns immer wieder neues Licht. Es gebiert die neue Morgenröte.

Mein Schreiben lebe ich im Rahmen des kreativen Hobbys Wohnen in München-Schwabing, das ich auch seit meiner Kindheit kenne. Trotz Unterbrechungen wurde der Ort am Englischen Garten mit Zeichnen, Malen und Musik immer mehr mein heimatliches Zuhause mit dem Stimmstüberl, wo ich mit Stimmklienten und Musikern die Heimat im TON lebe.

Das Nada Brahma Musiksystem kommt aus Indien. Es geht um den lebenswichtigsten TON: dem GrundTON in der Stimme. Mit ihm lässt sich das Sein im Körper immer tiefer stabilisieren: Er schwingt im Bauchnabel. Da, wo die W'Erdung des Erdenleibs im Leib der Mutter beginnt. Der TON in der eigenen Stimme weckt das Heimatgefühl für die Seele. Peu à peu erlöst er, mit nur 7 Minuten täglichem Tönen tiefsitzende Traumata. Das Gefühl stärkt sich: Mein Körper ist mein Land, meine Stimme ist mein Sein, meine Sprache ist meine Heimat. Mit Stimme, Klang und Musikalität kann ich der Geschichte des Vaterlandes neu begegnen, ihr mein eigenes Lied, meine eigene Geschichte hinzuzufügen.

Zum Abschluss ein Gedicht von Mascha Kaléko, 1907-1975. Sie wurde in Schidlow, Galizien geboren, als Tochter eines russischen Vaters und einer österreichischen Mutter. Heute heißt der Ort Chrzanow und liegt in Polen. Um den Progromen gegen die Juden zu entkommen, floh die Familie, als sie sieben Jahre alt war, nach Berlin. Dort erlebte sie leuchtende Jahre von Zuhause Sein. In den 30ern wurde sie mit ihren Gedichten berühmt. Dann musste sie wieder weg. Lebenslang suchte sie nach dem Gefühl Heimat: in Amerika, Israel, der Schweiz, auch wieder in Deutschland. Durch die Zeit vor nun bald hundert Jahren war ihr das Gefühl von Heimat kaum mehr möglich gewesen. Ihr Schreiben war Alltagsbewältigung zur Lebensbewältigung. Die letzte Zeile ihres Gedichts „Die frühen Jahre" ist:
„Zur Heimat erkor ich mir die Liebe."
Einmal, in den 30ern spazierte sie mit ihrem lyrischen Protektor, dem verehrten Franz Hessel, Rowohlt-Verlag, durch Berlin. Grölende Lautsprecher machten Gespräche wie unmöglich. Er verriet ihr:
„Und Heimat ist Geheimnis – nicht Geschrei."

Auf der Suche nach der verlorenen Heimat kannst du fündig werden. Mit Hilfe von TON, Melodie, sanften Worten und liebevoller Schönheit.

Amen. AUM

Claudiha-Gayatri Matussek
www.fluegel-der-stimme.de